



1925-07-04

Demokratie und Republik in Frankreich.: I. Vom Fall der Bastille zum "weissen Schrecken"

Berta Pauli

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19250704&seite=1&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Pauli, Berta, "Demokratie und Republik in Frankreich.: I. Vom Fall der Bastille zum "weissen Schrecken"" (1925). *Essays*. 777.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/777

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Demokratie und Republik in Frankreich.

Von Bertha Pauli.

I. Vom Fall der Bastille zum „weißen Schrecken“.

Ein Greis von erlesener Geisteskraft, Georg Brandes, fesselt alle Gebildeten unter seinen Zeitgenossen durch die Schärfe seines Urteils, die vornehme Klarheit seiner Ausdrucksform. Ein Sieger über die Macht der Jahre, berühmter Akademiker und Kämpfer für Aufklärung und Pazifikation wie der jüngst in unserer Stadt gefeierte Däne ist auch der Historiker Alphonse Aulard, Vizepräsident der Liga der Menschen- und Bürgerrechte, dessen „Politische Geschichte der französischen Revolution“ zum erstenmal in deutscher [Übersetzung] vorliegt. Der Stoff von unvergänglicher Bedeutsamkeit, die unbestrittene Kompetenz Aulards – sie wird verbürgt durch seine auf jahrzehntelange Quellenstudien gegründeten Arbeiten und seine Berufung auf den Lehrstuhl an der Sorbonne für Geschichte der Revolution – der leichtfließende, auch im Journalismus geübte Stil des Verfassers und dessen strenge Sachlichkeit geben seinem im höchsten Sinne schönen Buch bedeutenden Wert für einen über den Kreis der Fachleute weit hinausreichenden Teil des deutschen Lesepublikums. Kein ernster Politiker, kein Sozialreformer sollte die Anregung, die gewissenhafte Information verschmähen, die Professor Aulards Darstellung einer für die Forschung fast unerschöpflichen Epoche bietet, einer Epoche, deren leitende Ideen vorbildlich wirkten und voraussichtlich noch wirken werden bis in eine ferne Zukunft.

Das Auftauchen und den Wandel dieser politischen und sozialen Leitgedanken in Frankreich vom Vorspiel der Erklärung der Menschenrechte bis zum ersten Kaiserreich klarzulegen, ist die Aufgabe, die sich der Gelehrte in seinem Werke gestellt hat. Der erste Band führt vom Ausbruch der Revolution bis zum Wirken der unmittelbaren Nachfolger Robespierres am Steuer des Staates, der zweite bis zum Kaisertum Napoleons I. Eine Riesenaufgabe, die ins Uferlose zu wachsen drohte, bei unverrückbarem Festhalten an möglichst zahlreichen Quellen aus der damaligen Zeit. Auch in der Beschränkung, die Aulard sich auferlegte, zeigt sich seine Meisterschaft. Als Vizepräsident der 1903 auf den Antrag von Jean Jaurès gegründeten „Kommission für die Wirtschaftsgeschichte der Revolution“ konnte er nationalökonomischen Problemen nicht fremd bleiben. Dennoch werden in seinem großangelegten Werk die wirtschaftspolitischen Maßnahmen nicht eingehend behandelt. In seiner Vorrede sagt Aulard: „Tatsachen, die von offenbarem, unmittelbarem Einfluß auf die politische Entwicklung waren, müssen wir auswählen, um möglichst viel Licht darüber zu verbreiten....Andere, weniger unmittelbare Einflüsse traten hinzu, so die Schlachten, die diplomatischen Verhandlungen, die finanziellen Maßnahmen. Man darf sie gewiß nicht übersehen, aber es genügt, sie im großen und in ihren Ergebnissen zu kennen.... [Übergangen] habe ich also die Kriegsgeschichte, die diplomatische und Finanzgeschichte.... Kein geschichtliches Werk ist in sich abgeschlossen und kann dem Leser volles Genügen geben. Das meine setzt wie alle anderen weitere Lektüre voraus und verlangt sie.“ Ohne durch die Darlegung der Heeresoperationen und der diplomatischen Verhandlungen sein 800 Seiten umfassendes Werk noch zu beschweren, ohne den Leser „in das Finanzchaos der Revolution zu verstricken“, führt Aulard die politischen Auswirkungen der kriegerischen und der wirtschaftlichen Ereignisse plastisch vor Augen, ja er vermittelt die Erkenntnis, daß jene erste französische Republik dem Krieg ihr Dasein verdankte und an dem Gegensatz zwischen den ursprünglichen Grundsätzen ihrer Bekenner und den Notwendigkeiten des Krieges zugrunde gegangen ist, wie Dr. Hedwig *Hintze* in ihrer klug charakterisierenden „Einleitung“ hervorhebt. Ein besonderer Vorzug dieser „Politischen Geschichte“ ist es, daß eine parteipolitische Einstellung ihres Verfassers sich nirgends geltend macht. Er kommt dem möglichen Höchstmaß von

Objektivität außerordentlich nahe. Ein ehrliches Streben nach Wahrhaftigkeit wird fühlbar, ein Gerechtigkeitssinn, der nie in den blutlos nüchternen Ton pedantischer Berichterstattung verfällt. Aulards Buch ist warm geschrieben, ohne Voreingenommenheit, wie eine gute Biographie. Die ist es auch: eine Lebensgeschichte der ersten Republik in Frankreich.

Als gründlicher Schilderer berichtet Aulard das allmähliche Werden seiner Heldin, ihre Genesis bis zu ihrem Geburtstag, dem 22. September 1792. Kurz vorher hatte die Gesetzgebende Versammlung das allgemeine Wahlrecht eingeführt und dadurch Frankreich zu einem demokratischen Staat gemacht. Unter der Patronanz der Demokratie trat die Republik ins Leben. Keineswegs ist sie aus der Philosophie, den Lehren der Vorläufer der Revolution, unmittelbar hervorgegangen. Die „Patrioten“ von 1789 waren durchwegs monarchistisch gesinnt, es bestand auch nicht die Spur eines Planes zur Zerstörung der Monarchie. Nur hatte sich bei vielen Franzosen, trotzdem sie in ihrem Lande keine Republik wollten, eine Freiheit der Gesinnung herausgebildet, die der republikanischen Staatsform entsprach. Waren alle damals betreffs der Erhaltung der Monarchie einig, so dachte man doch sehr verschieden über die Art, wie die Königsmacht zu gestalten sei. Ein konstitutionelles Königtum war das Ideal der meisten Unterrichteten. Die große Masse des Volkes wünschte nicht einmal dies, nur die Beseitigung der Steuerpächter und sonstigen Bedrücker, die sich zwischen die treuen Untertanen und ihren „guten König“ stellten. Ein kluger Herrscher, beseelt vom Geist Heinrichs IV., hätte schleunigst dem dritten Stand sich zugewendet, um auf neue Art König zu bleiben, mit größerer Macht als vorher, da er sich auf das Volk gestützt hätte. Ludwig XVI. verbündete sich dem unhaltbaren alten Regime und ging daran zugrunde. Dramatisch gesteigert, wie in einem Roman, erscheint die Folge von Provokationen und Nachgiebigkeiten von seiten des Königs, das Krescendo des Unwillens im Volke, das drei Jahre brauchte, um endlich den Thron zu stürzen, auf dem ein Landverräter saß. Nicht einmal die ungeschickte Flucht Ludwigs mit Hinterlassung eines schriftlichen Widerrufs seines Schwures auf die Verfassung konnte die fast religiöse Königsverehrung im Volke völlig untergraben. Eine frische Welle der Popularität umschmeichelte ihn nach seiner Rückkehr, ihn, der – wie seine Frau – die Konstitution immer nur als Werkzeug betrachtet hat, um die neue Regierungsform *ad absurdum* zu führen. Erst der Krieg mit seinen furchtbaren Gefahren, erst die hartnäckige Weigerung des Königs, die Maßnahmen gegen jene Priester zu sanktionieren, die den Eid auf die Verfassung verweigerten und zum Aufstand hetzten, erst diese bei ihm so seltene Standhaftigkeit gab ihm dem Hasse preis. Sein Glaube hat ihm nicht geholfen, sondern ihn dem Fallbeil ausgeliefert.

Nicht eine Wiederholung dieser oft und in verschiedenster Beleuchtung dargestellten Tatsachen bietet Aulards tiefeschürfendes Werk. Seine Zitate aus Zeitungen, Sitzungsberichten, Memoiren und Rundschreiben geben, treu und sorgfältig zusammengestellt, einen Spiegel der öffentlichen Meinung jener Tage. Er läßt genau verfolgen, wie sie ruckweise vom Royalismus abfällt, bis die letzten Königstreuen scheu verstummen und Frankreich mit seltener Einmütigkeit die Republik fordert und begrüßt. Die erste republikanische Partei ging nicht aus den Vorstädten hervor. Sie hatte ursprünglich nichts Volkstümliches. Marat war anfangs monarchisch gesinnt. „Der Herrscher,“ sagt er in seinem Verfassungsplan von 1789, „darf nur in seinen Ministern verantwortlich gemacht werden, seine Person ist geheiligt.“ Auch Danton war am Beginn der Revolution royalistisch wie das Volk. Der vorsichtige Robespierre macht erst 1792, drei Wochen vor der Erstürmung der Tuileries, seine Schwenkung zum Republikanismus. Einer der ersten Republikaner war der liebenswürdige, wankelmütige, brillante Journalist Camille Desmoulins. Aber er hoffte noch 1790 so wenig auf eine Verwirklichung seiner Theorien, daß er im Mai des genannten Jahres schrieb: „Ich schwöre bei der Laterne, daß Sie (Ludwig

XVI.) von allen vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Königen der erträglichste für einen Republikaner sind. Es steht sogar nur bei Ihnen, Liebe zu erwerben.“ Die republikanische Partei von 1790 ist bürgerlichen, halbaristokratischen Ursprungs, zahlenmäßig eine so kleine Auslese, daß sie bequem im Salon ihrer Gründerin, der Schriftstellerin Mme. Robert, Platz fand.

Auch gegen das Zensuswahlrecht, die Ausschließung der Armen von politischer Betätigung, kämpften Leuchten des Bürgertums, diesmal unterstützt von Marat und Robespierre. Wieder übertönt das Wort des kecken Desmoulins hell und scharf den Streit. Als die Konstituante durch ein Dekret die Wählbarkeit an eine Steuerleistung vom Werte „einer Mark Silber“ knüpfte, sagte Camille: „Wie in einer Zeitung zu lesen war, hat von der Geistlichkeit nur der Kardinal Rohan gegen das Dekret gestimmt. Priester eines Proletariergottes, seht ihr denn nicht, daß nach diesem Gesetz selbst euer Gott nicht hätte gewählt werden können?!“

Das allgemeine Stimmrecht und die Republik erstanden fast zugleich. Aber schon lauerte die Macht, die beide mit Blut besudeln und ihre Vernichtung vorbereiten sollte: der Terror. Die Niedermetzelung der „Verschwörer“ in den Kerkern durch eine vom Gekrächze Marats aufgepeitschte Menge begleitete die Wahlen zum Konvent. Kriegspsychose würde man heute die Stimmung jener Rasenden nennen. Die [Volksvertreter] begannen die Beratung jener demokratischsten aller französischen Verfassungen, die dem Volk ein Vetorecht einräumte und es dadurch gleichsam zum Senat der Republik machte. Aber während ein Abgeordneter den Konvent als Versammlung von Philosophen bezeichnete, deren Aufgabe es sei, das Glück der Menschheit herbeizuführen, erhob sich schon der Dämon der Zwietracht, der persönlichen Fehde, und hetzte jene „Philosophen“ gegeneinander wie kämpfende Eber. In der Kluft, die sich zwischen den führenden Parteien, dem „Berg“ und der „Gironde“, auftat, versank die Freiheit. Man lese bei Aulard, wie wenig prinzipielle Gegensätze die zwei feindlichen Gruppen trennten: Die Girondisten im allgemeinen Voltairianer, der „Berg“ eher im Gefolge Rousseaus, Deisten alle. Die Gironde gebildeter, der Berg „unphilosophisch“, Demokraten und Republikaner, sie alle.

Die einzige wirkliche Differenz lag in dem Streben der Gironde, die Provinz als Schutzwehr gegen Paris zu benützen, gegenüber dem von der nationalen Verteidigung gebotenen Beschluß des „Bergs“, die Vorherrschaft von Paris zu behaupten. Der Verlauf des Krieges hat dem Berg recht gegeben, der Verlauf der Revolution der Gironde. Die Nation blieb siegreich dank der eisernen Zentralgewalt, die Republik ging unter. Man lese bei Aulard, wie die Errungenschaften der Revolution: Versammlungsrecht, legales Wahlrecht, Preßfreiheit, Glaubensfreiheit, zermalmt wurden von der Not des Krieges. Von einer Tragik, die keine Dichtung übertrifft, ist das Schicksal jener stolzen „Versammlung von Philosophen“, die sich selbst dezimiert. Sie bleibt solange im Banne Robespierres, bis er, vom Höhenrausch seiner Alleinherrschaft erfaßt, die theatralische Göttin der Vernunft von den Altären stürzt und einen Kult des „höchsten Wesens“ seiner Fassung einführt, nebst dem Glaubenssatz: „Der Atheismus ist aristokratisch.“ Die lebendige, die menschliche Vernunft hat sich gerächt. Als er, vom Konvent geächtet, infolge versuchten Selbstmordes oder eines Attentats mit zerschossener Kinnlade auf dem Bode des Rathaussaales lag, blieb das Volk ruhig, indifferent.

Mit scharfem Blick erkennt Aulard das Irreführende in dem geläufigen Ausdruck „Thermidor-Reaktion“, der die politische Richtung nach Robespierres am 9. Thermidor erfolgten Sturz bezeichnet. Er fragt: „Liegt das Ziel einer echten Reaktion nicht darin, den Menschen die Denkfreiheit zu *nehmen*?“ Nach der Wendung im Monat Thermidor wurde aber die Trennung von Staat und Kirche durchgeführt,

der öffentliche Unterricht organisiert. Die militärischen Niederlagen hatten zur Bildung der Revolutionsregierung geführt, in der die gesetzgebende und die vollziehende Gewalt vereinigt war. Sie verfiel Stück für Stück, nachdem die Unabhängigkeit und Einheit Frankreichs gesichert war. Der Jakobinerklub, das Revolutionstribunal verschwanden. Der Terror blieb. Am 5. September 1793 hatte eine Abordnung von Kommissären der Pariser Stadtbezirke vor der Schranke des Konvents gefordert: „Gesetzgeber, setzt den Schrecken auf die Tagesordnung!“ In derselben Sitzung akzeptierte Barère das neue Losungswort. Der Schrecken, dieses gefährliche Regierungsinstrument, war später schwer zu bannen. Auch das Volk, einmal mit den Methoden des Terrors vertraut, wollte sie nicht aufgeben. „Demokraten“ und Revolutionsgegner übten sie. Zum „roten“ kam der „weiße“ Schrecken. Die *terreur blanche*, von Royalisten und „Gemäßigten“ betätigt, schuf mit der Abschachtung gefangener Revolutionsmänner in Aix und Marseille ein Gegenstück zu den Pariser Septembemorden. Auch der Konvent wurde von „weißen“ Gewalttätern umzingelt und bedroht. Barras vertrieb sie mit Hilfe einer jungen, starken Hand, der Hand des künftigen Zwingherrn Napoleon Bonaparte.

Das gleich einem Mosaikbild aus wertvollstem Material zusammengefügte Werk Aulards betont vor allem die politische Gesetzgebung. Die Schilderung des Lebens der einzelnen Volksschichten muß zurücktreten. Auch in der Gesetzgebung machen sich die Anfänge sozialistischer Auffassungen geltend, Keime, denen Aulard eifrig nachspürt. Sein Buch setzt einige Kenntnis der Zeit, die es behandelt, voraus. Aber die Lebendigkeit und Klarheit der Darstellung macht die Lektüre zum Genuß. Leider wird dieser durch die [Übersetzung] einigermaßen gestört. Es gibt wohlunterrichtete [Übersetzer], die sich bei ihrer Arbeit in das fremde Idiom so gründlich vertiefen, daß sie die eigene Sprache teilweise vergessen. So Friedrich v. Oppeln-Bronikowski bei seiner [Übersetzung] oder – wie er sagt – Verdeutschung Aulards. Er merkt nicht die Seltsamkeit des Ausdruckes: „aufgehöhte Darstellung“. Er spricht von „ungewissen Bürgern“, vom „Innehalten“ (statt Beibehalten) eines Weges. Ungenügendes Verständnis des französischen Textes macht sich gleichfalls geltend. *Un privilège odieux* ist ein verhaßtes, nicht ein „gehässiges“ Vorrecht. Das berühmte Manifest des Herzogs von Braunschweig ist kein „Braunschweiger Manifest“, denn es ging von Koblenz, dem Feldlager der Emigrierten, aus. Wenn der Girondist Isnard tatsächlich gemäß Oppelns Verdeutschung gesagt hätte: „Mein Gott ist das Gesetz, ich habe kein *anderes*“, wäre ihm der Vorwurf, er sei ein Atheist erspart geblieben. Er sagte aber: „Ich habe keinen *anderen*“, und Oppeln mißverstand das französische: *Je n'en ai pas d'autre*. Auf Harmonie wird in dieser [Übersetzung] schon gar kein Gewicht gelegt. Die Versuchung ist groß, zum Beispiel die holperigen, ja zungenbrechenden Sätze anzuführen, die dem freiheitsbegeisterten Grafen Montmorency in den Mund gelegt sind. Aber es sollen vor allem die Vorzüge des Geschichtswerkes beleuchtet, nicht die Entstellungen seiner Schönheit hervorgehoben werden.

Unversehrt von der Verdeutschung bleibt seine innere Wahrheit. Ohne tendenziöse Feststellungen oder Reflexionen des Verfassers spricht aus alten, halbverschollenen Schriften die Vergangenheit als Lehrmeisterin zur Gegenwart. Der Ausspruch: „Mit Moral kann man keine Eisenbahnen bauen“, ist hierzulande zum geflügelten Wort geworden. Die politische Geschichte der großen Revolution gibt eine andere, edlere Lehre: Blut ist kein Mörtel für den Bau des Zukunftsstaates.

Demokratie und Republik in Frankreich.

Von Bertha Pauli.

I. Vom Fall der Bastille zum „weißen Schrecken“.

Ein Greis von erlesener Geisteskraft, Georg Brandes, fesselt alle Gebildeten unter seinen Zeitgenossen durch die Schärfe seines Urteils, die vornehme Klarheit seiner Ausdrucksform. Ein Sieger über die Macht der Jahre, berühmter Akademiker und Kämpfer für Aufklärung und Pazifikation wie der jüngst in unserer Stadt gefeierte Däne ist auch der Historiker Alphonse Aulard, Vizpräsident der Liga der Menschen- und Bürgerrechte, dessen „Politische Geschichte der französischen Revolution“ zum erstenmal in deutscher Uebersetzung vorliegt. Der Stoff von unvergänglicher Bedeutsamkeit, die unbestrittene Kompetenz Aulards — sie wird verbürgt durch seine auf jahrzehntelange Quellenstudien gegründeten Arbeiten und seine Berufung auf den Lehrstuhl an der Sorbonne für Geschichte der Revolution — der leichtfließende, auch im Journalismus geübte Stil des Verfassers und dessen strenge Sachlichkeit geben seinem im höchsten Sinne schönen Buch bedeutenden Wert für einen über den Kreis der Fachleute weit hinausreichenden Teil des deutschen Lesepublikums. Kein ernstlicher Politiker, kein Sozialreformer sollte die Anregung, die gewissenhafte Information verschmähen, die Professor Aulards Darstellung einer für die Forschung fast unerschöpflichen Epoche bietet, einer Epoche, deren leitende Ideen vorbildlich wirken und voraussichtlich noch wirken werden bis in eine ferne Zukunft.

Das Austausch und den Wandel dieser politischen und sozialen Leitgedanken in Frankreich vom Vorspiel der Erklärung der Menschenrechte bis zum ersten Kaiserreich klarzulegen, ist die Aufgabe, die sich der Gelehrte in seinem Werke gestellt hat. Der erste Band führt vom Ausbruch der Revolution bis zum Wirken der unmittelbaren Nachfolger Robespierres am Steuer des Staates, der zweite bis zum Kaiserthum Napoleons I. Eine riesenaufgabe, die ins Uferlose zu wachsen drohte, bei unverrückbarem Festhalten an möglichst zahlreichen Quellen aus der damaligen Zeit. Auch in der Zerschänkung, die Aulard sich auferlegte, zeigt sich seine Meisterschaft. Als Vizpräsident der 1903 auf den Antrag von Jean Jaurès gegründeten „Kommission für die Wirtschaftsgeschichte der Revolution“ konnte er national-ökonomischen Problemen nicht fremd bleiben. Dennoch werden in seinem großangelegten Werk die wirtschaftspolitischen Maßnahmen nicht eingehend behandelt. In seiner Vorrede sagt Aulard: „Tatsachen, die von offenbarem, unmittelbarem Einfluß auf die politische Entwicklung waren, müssen wir auswählen, um möglichst viel Licht darüber zu verbreiten. . . . Andere, weniger unmittelbare Einflüsse traten hinzu, so die Schlächte, die diplomatischen Verhandlungen, die finanziellen Maßnahmen. Man darf sie gewiß nicht übersehen, aber es genügt, sie im großen und in ihren Ergebnissen zu kennen. . . . Uebergangen habe ich also die Kriegsgeschichte, die diplomatische und Finanzgeschichte. . . . Kein geschichtliches Werk ist in sich abgeschlossen und kann dem Leser volles Genügen geben. Das meine setzt wie alle anderen weitere Bektüre voraus und verlangt sie.“ Ohne durch die Darlegung der Heeresoperationen und der diplomatischen Verhandlungen sein 800 Seiten umfassendes Werk noch zu beschweren, ohne den Leser „in das Finanzchaos der Revolution zu verstricken“, führt Aulard die politischen Auswirkungen der kriegerischen und der wirtschaftlichen Ereignisse plastisch vor Augen, ja er vermittelt die Erkenntnis, daß jene erste französische Republik dem Krieg ihr Dasein verdankte und an dem Gegensatz zwischen den ursprünglichen Grundsätzen ihrer Bekenner und den Notwendigkeiten des Krieges zugrunde gegangen ist, wie Dr. Hedwig H i n z e in ihrer klug charakterisierenden „Einleitung“ hervorhebt. Ein besonderer Vorzug dieser „Politischen Geschichte“ ist es, daß eine parteipolitische Einstellung ihres Verfassers sich nirgends geltend macht. Er kommt dem möglichen Höchstmaß von Objektivität außerordentlich nahe. Ein ehrliches Streben nach Wahrheithaftigkeit wird fühlbar, ein Gerechtigkeitsinn, der nie in den blutlos nüchternen Ton pedantischer Berichterstattung verfällt. Aulards Buch ist warm geschrieben, ohne Voreingenommenheit, wie eine gute Biographie. Die ist es auch: eine Lebensgeschichte der ersten Republik in Frankreich.

Als gründlicher Schilderer berichtet Aulard das allmähliche Werden seiner Heldin, ihre Genesis bis zu ihrem Geburtstag, dem 22. September 1792. Kurz vorher hatte die Gesetzgebende Versammlung das allgemeine Wahlrecht eingeführt und dadurch Frankreich zu einem demokratischen Staat gemacht. Unter der Patronanz der Demokratie trat die Republik ins Leben. Keineswegs ist sie aus der Philosophie, den Lehren der Vorläufer der Revolution, unmittelbar hervorgegangen. Die „Patrioten“ von 1789 waren durchwegs monarchistisch gesinnt, es bestand auch nicht die Spur eines Planes zur Zerstörung der Monarchie. Nur hatte sich bei vielen Franzosen, trotzdem sie in ihrem Lande keine Republik wollten, eine Freiheit der Gesinnung herausgebildet, die der republikanischen Staatsform entsprach. Waren alle damals betreffs der Erhaltung der Monarchie einig, so dachte man doch sehr verschieden über die Art, wie die Königsmacht zu gestalten sei. Ein konstitutionelles Königtum war das Ideal der meisten Unterrichteten. Die große Masse des Volkes wünschte nicht einmal dies, nur die Beseitigung der Steuerpächter und sonstigen Bedrückter, die sich zwischen die treuen Untertanen und ihren „guten König“ stellten. Ein kluger Herrscher, befehl vom Geist Heinrichs IV., hätte schleunigst dem dritten Stand sich zugewendet, um auf neue Art König zu bleiben, mit größerer Macht als vorher, da er sich auf das Volk gestützt hätte. Ludwig XVI. verbündete sich dem unhaltbaren alten Régime und ging daran zugrunde. Dramatisch gesteigert, wie in einem Roman, erscheint die Folge von Provokationen und Nachgiebigkeiten von seiten des Königs, das Crescendo des Unwillens im Volke, das drei Jahre brauchte, um endlich den Thron zu stürzen, auf dem ein Landesverräter saß. Nicht einmal die ungeschickte Flucht Ludwigs mit Hinterlassung eines schriftlichen Widerrufes seines Schwures auf die Verfassung konnte die fast religiöse Königsverehrung im Volke völlig untergraben. Eine religiöse Welle der Popularität umschmeichelte ihn nach seiner Rückkehr, ihn, der — wie seine Frau — die Konstitution immer nur als Werkzeug betrachtet hat, um die neue Regierungsform ad absurdum zu führen. Erst der Krieg mit seinen furchtbaren Gefahren, erst die hartnäckige Weigerung des Königs, die Maßnahmen gegen jene Priester zu sanktionieren, die den Eid auf die Verfassung verweigerten und zum Aufstand hielten, erst diese bei ihm so seltene Standhaftigkeit gab ihm dem Hasse preis. Sein Glaube hat ihm nicht geholfen, sondern ihn dem Fallbeil ausgeliefert.

Nicht eine Wiederholung dieser oft und in verschiedenster Beleuchtung dargestellten Tatsachen bietet Aulards tief-schürfendes Werk. Seine Zitate aus Zeitungen, Sitzungsberichten, Memoiren und Rundschreiben geben, treu und sorgfältig zusammengestellt, einen Spiegel der öffentlichen Meinung jener Tage. Er läßt genau verfolgen, wie sie ruckweise vom Royalismus abfällt, bis die letzten Königstreuen scheu verstummen und Frankreich mit seltener Einmütigkeit die Republik fordert und begrüßt. Die erste republikanische Partei ging nicht aus den Vorstädten hervor. Sie hatte ursprünglich nichts Volkstümliches. Marat war anfangs monarchistisch gesinnt. „Der Herrscher“, sagt er in seinem Verfassungsplan von 1789, „darf nur in seinen Ministern verantwortlich gemacht werden, seine Person ist geheiligt.“ Auch Danton war am Beginn der Revolution royalistisch wie das Volk. Der vorsichtige Robespierre macht erst 1792, drei Wochen vor der Erstürmung der Tuileries, seine Schwenkung zum Republikanismus. Einer der ersten Republikaner war der liebenswürdige, wankelmütige, brillante Journalist Camille Desmoulins. Aber er hoffte noch 1790 so wenig auf eine Verwirklichung seiner Theorien, daß er im Mai des genannten Jahres schrieb: „Ich schwöre bei der Laterne, daß Sie (Ludwig XVI.) von allen vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Königen der erträglichste für einen Republikaner sind. Es steht sogar nur bei Ihnen, Liebe zu erwerben.“ Die republikanische Partei von 1790 ist bürgerlichen, halb-aristokratischen Ursprungs, zahlenmäßig eine so kleine Auslese, daß sie bequem im Salon ihrer Gründerin, der Schriftstellerin Mme. Robert, Platz fand.

Auch gegen das Personenwahlrecht, die Ausschließung der Armen von politischer Betätigung, kämpften Leuchten des Bürgertums, diesmal unterstützt von Marat und Robespierre. Wieder überläßt das Wort des heiligen Desmoulins hell und scharf den Streit. Als die Konstituante durch ein Dekret die Wählbarkeit an eine Steuerleistung vom Werte „einer Mark Silber“ knüpfte, sagte Camille: „Wie in einer Zeitung zu lesen war, hat von der Geistlichkeit nur der Kardinal Rohan gegen das Dekret gestimmt. Priester eines Proletariertgottes, seht ihr denn nicht, daß nach diesem Gesetz selbst euer Gott nicht hätte gewählt werden können?“ Das allgemeine Stimmrecht und die Republik erstanden fast zugleich. Aber schon lauerte die Macht, die beide mit Blut besudeln und ihre Vernichtung vorbereiten sollte: der Terror. Die Niederermelung der „Verschwörer“ in den Kerker durch eine vom Gekrächze Marats aufgepeitschte Menge begleitete die Wahlen zum Konvent. Kriegspsychose würde man heute die Stimmung jener Rasenden nennen. Die Volksvertreter begannen die Beratung jener demokratischsten aller französischen Verfassungen, die dem Volk ein Vetorecht einräumte und es dadurch gleichsam zum Senat der Republik machte. Aber während ein Abgeordneter den Konvent als Versammlung von Philosophen bezeichnete, deren Aufgabe es sei, das Glück der Menschheit herbeizuführen, erhob sich schon der Dämon der Invidität, der persönlichen Feindschaft, und hegte jene „Philosophen“ gegeneinander wie kämpfende Eber. In der Luft, die sich zwischen den führenden Parteien, dem „Berg“ und der „Gironde“, aufstaut, versank die Freiheit. Man lese bei Aulard, wie wenig prinzipielle Gegensätze die zwei feindlichen Gruppen trennten: Die Girondisten im allgemeinen Voltairianer, der „Berg“ eher im Gefolge Rousseaus, Deisten alle. Die Gironde gebildet, der Berg „unphilosophisch“, Demokraten und Republikaner, sie alle.

Die einzige wirkliche Differenz lag in dem Streben der Gironde, die Provinz als Schutzwehr gegen Paris zu benützen, gegenüber dem von der nationalen Verteidigung gebotenen Beschluß des „Bergs“, die Vorherrschaft von Paris zu behaupten. Der Verlauf des Krieges hat dem Berg recht gegeben, der Verlauf der Revolution der Gironde. Die Nation blieb siegreich dank der eisernen Zentralgewalt, die Republik ging unter. Man lese bei Aulard, wie die Errungenschaften der Revolution: Versammlungsrecht, legales Wahlrecht, Pressefreiheit, Glaubensfreiheit, zermalmt wurden von der Not des Krieges. Von einer Tragik, die keine Dichtung übertrifft, ist das Schicksal jener stolzen „Versammlung von Philosophen“, die sich selbst bezimierte. Sie bleibt solange im Banne Robespierres, bis er, vom Höhenrausch seiner Alleinherrschaft erfaßt, die theatralische Göttin der Vernunft von den Altären stürzt und einen Kult des „höchsten Wesens“ seiner Fassung einführt, nebst dem Glaubenssatz: „Der Atheismus ist aristokratisch.“ Die lebendige, die menschliche Vernunft hat sich gerächt. Als er, vom Konvent geächtet, insolge versuchten Selbstmordes oder eines Attentats mit zerschossener Kinnlade auf dem Boden des Rathauses lazes lag, blieb das Volk ruhig, indifferent.

Mit scharfem Blick erkennt Aulard das Fretführende in dem geläufigen Ausdruck „Thermidor-Reaktion“, der die politische Richtung nach Robespierres am 9. Thermidor erfolgten Sturz bezeichnet. Er fragt: „Liegt das Ziel einer echten Reaktion nicht darin, den Menschen die Denkfreiheit zu nehmen?“ Nach der Wendung im Monat Thermidor wurde aber die Trennung von Staat und Kirche durchgeführt, der öffentliche Unterricht organisiert. Die militärischen Niederlagen hatten zur Bildung der Revolutionsregierung geführt, in der die gesetzgebende und die vollziehende Gewalt vereinigt war. Sie versiel Stück für Stück, nachdem die Unabhängigkeit und Einheit Frankreichs gesichert war. Der Jakobinerklub, das Revolutionstribunal verschwanden. Der Terror blieb. Am 5. September 1793 hatte eine Abordnung von Kommissären der Pariser Stadtbezirke vor der Schranke des Konvents gefordert: „Gesetzgeber, setzt den Schrecken auf die Tagesordnung!“ In derselben Sitzung akzeptierte Barrère das neue Lösungswort. Der Schrecken, dieses gefährliche Regierungsinstrument, war später schwer zu bannen. Auch das Volk, einmal mit den Methoden des Terrors vertraut, wollte sie nicht aufgeben. „Demokraten“ und Revolutionsgegner übten sie. Zum „roten“ kam der „weiße“ Schrecken. Die terreur blanche, von Royalisten und „Gemäßigten“ betätigt, schuf mit der Abschachtung gefangener Revolutionsmänner in Aiz und Marseille ein Gegenstück zu den Pariser Septembermorden. Auch der Konvent wurde von „weißen“ Gewalttätern umzingelt und bedroht. Barras trieb sie mit Hilfe einer jungen, starken Hand, der Hand des künftigen Zwingherrn Napoleon Bonaparte.

Das gleich einem Mosaikbild aus wertvollstem Material zusammengefügte Werk Aulards betont vor allem die politische Gesetzgebung. Die Schilderung des Lebens der einzelnen Volksschichten muß zurücktreten. Auch in der Gesetzgebung machen sich die Anfänge sozialistischer Auffassungen geltend, Keime, denen Aulard eifrig nachspürt. Sein Buch setzt einige Kenntnis der Zeit, die es behandelt, voraus. Aber die Lebendigkeit und Klarheit der Darstellung macht die Lektüre zum Genuß. Leider wird dieser durch die Uebersetzung einigermaßen gestört. Es gibt wohlunterrichtete Uebersetzer, die sich bei ihrer Arbeit in das fremde Idiom so gründlich vertiefen, daß sie die eigene Sprache teilweise vergessen. So Friedrich v. Dypeln-Bronikowski bei seiner Uebersetzung oder — wie er sagt — Verdeutschung Aulards. Er merkt nicht die Seltsamkeit des Ausdrucks: „aufgehöhte Darstellung“. Er spricht von „ungewissenen Bürgern“, vom „Innehalten“ (statt Beibehalten) eines Weges. Ungenügendes Verständnis des französischen Textes macht sich gleichfalls geltend. Unprivilegiert odieux ist ein verhasstes, nicht ein „gefäßiges“ Vorrecht. Das berühmte Manifest des Herzogs von Braunschweig ist kein „Braunschweiger Manifest“, denn es ging von Koblenz, dem Feldlager der Emigrierten, aus. Wenn der Girondist Isnard tatsächlich gemäß Dypelns Verdeutschung gesagt hätte: „Mein Gott ist das Gesetz, ich habe kein a n d e r e s“, wäre ihm der Vorwurf, er sei ein Atheist, erspart geblieben. Er sagte aber: „Ich habe keinen a n d e r e n“, und Dypeln mißverstand das französische: Je n'en ai pas d'autre. Auf Harmonie wird in dieser Uebersetzung schon gar kein Gewicht gelegt. Die Verlesung ist groß, zum Beispiel die holperigen, ja jungenbrechenden Sätze anzuführen, die dem freiheitsbegeisterten Grafen Montmorency in den Mund gelegt sind. Aber es sollen vor allem die Vorzüge des Geschichtswerkes beleuchtet, nicht die Entstellungen seiner Schönheit hervorgehoben werden.

Unversehrt von der Verdeutschung bleibt seine innere Wahrheit. Ohne tendenziöse Feststellungen oder Reflexionen des Verfassers spricht aus alten, halbverschollenen Schriften die Vergangenheit als Lehrmeisterin zur Gegenwart. Der Ausspruch: „Mit Moral kann man keine Eisenbahnen bauen“, ist hierzulande zum geflügeltesten Wort geworden. Die politische Geschichte der großen Revolution gibt eine andere, edlere Lehre: Blut ist kein Mörtel für den Bau des Zukunftsstaates.